

Ute Frevert

## Männergeschichten — Frauengeschichten



Geboren 1954. Studium der Geschichte und Sozialwissenschaften in Münster, Bielefeld und an der London School of Economics. Promotion (1982) und Habilitation (1989) an der Universität Bielefeld. Arbeitsschwerpunkte: Sozialgeschichte der Medizin und der Sozialpolitik, Arbeiter- und Bürgertumsgeschichte, Frauen- und Geschlechtergeschichte. Adresse: Graf-von-Galen-Str. 10, 4800 Bielefeld 1.

Als ich im Oktober 1989 in Berlin eintraf, befanden sich in meinem Gepäck zwei dicke Manuskript-Bände, die ich unmittelbar vor meiner Abreise aus Bielefeld rot und schwarz hatte einbinden lassen: rot für den ersten Band, in dem Blut floß; schwarz für den zweiten, in dem gestorben wurde. Es handelte sich um meine gerade fertiggestellte Habilitationsschrift mit dem Titel *Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft. Ansichten deutscher Ehrenmänner vom 18. bis 20. Jahrhundert*. Sie war in großer, fast überstürzter Eile geschrieben und der Bielefelder Fakultät für Geschichtswissenschaft eingereicht worden.

Während ich im Sommer 89 unter Hochdruck an dem Manuskript arbeitete, war mir der Gedanke an das bevorstehende Jahr im Wissenschaftskolleg sehr tröstlich. Die sieben Kapitel ließen sich leichter und vor allem schneller schreiben, wenn klar war, daß danach noch genügend Zeit zur Verfügung stand, um zentrale Argumente gründlich zu überdenken und zu reformulieren. Dieses Ziel hatte ich mir für Berlin vorgenommen.

Zunächst aber drängte sich anderes dazwischen. Die beiden Bände verschwanden auf Monate im Regal, und mit ihnen das 19. Jahrhundert. Die Gegenwart ergriff in doppelter Hinsicht von mir Besitz. *Familienpolitik nach 1945* hieß das Thema meines noch im Dezember zu absolvierenden Habilitations-Kolloquiums. Als es mir gestellt wurde, bezog es sich selbstverständlich nur auf die Bundesrepublik — eine Perspektive, die mir seit November 1989 zunehmend problematisch schien. Die atemberaubenden Geschehnisse jenseits der Mauer dominierten fortan nicht

nur die Tischgespräche im Kolleg, sondern steigerten auch das persönliche und wissenschaftliche Interesse an jenem anderen Deutschland, das einem hier in Berlin so viel enger auf den Leib rückte als in der ostwestfälischen Provinz.

Das seltene Privileg, Geschichte unmittelbar erleben zu dürfen, verband sich mit dem Impuls, diesem Erlebnis auch in der eigenen historischen Forschungstätigkeit Raum zu geben. „Geschichte stets neu schreiben“ — in dieser Stadt konnte man 1989/90 hautnah erfahren, was es mit jener Proseminars-Weisheit der Historiker auf sich hat. Mein vorsichtiger Versuch jedoch, den neuen, „gesamtdeutschen“ Blick in einem Essay über Frauen in der bundesrepublikanischen Geschichte zu erproben, mißlang — alle Hinweise auf die jüngsten Ereignisse in der DDR mußten von den redigierenden Mitarbeitern des Instituts für Zeitgeschichte wieder gestrichen werden, um die Einheitlichkeit des lange *vor* dem November konzipierten Bandes zu retten. Als Autorin, die ihren Text sträflicher Weise Wochen nach dem verabredeten Termin einschickte, hatte ich deshalb immer das Gefühl, etwas hoffnungslos Veraltetes, Überholtes schreiben zu müssen. Während um mich herum der Kampf um die sog. Errungenschaften der DDR, sprich Kinderkrippen, Frauenerwerbsquote, Fristenlösung, Qualifikationsanreize tobte, beschäftigte ich mich mit den wechselnden Rhythmen und Konjunkturen der ‚Frauenfrage‘ in den 40 Jahren bundesrepublikanischer Geschichte — eine irritierende Ungleichzeitigkeit, die die innere Unruhe schürte, aber gleichwohl den Blick für historische Analogien und Unterschiede schärfte.

Erst im Frühling konnte ich mich wieder auf das gegenwarts-resistentere Duell-Thema konzentrieren und die Überarbeitung des Manuskripts in Angriff nehmen. Die Vorstellung des Projekts im Dienstags-Kolloquium sowie an TU und FU hatte mir ebenso wie ein vom Wissenschaftskolleg veranstalteter Abendvortrag Gelegenheit gegeben, meine Thesen zu testen. Ermuntert durch das allgemeine Interesse an diesem auf den ersten Blick so skurrilen Sujet und angestachelt durch kritische Nachfragen und Modifikationen begab ich mich an die Arbeit. Vom Verleger um deutliche Kürzungen gebeten, bemühte ich mich, die mit so viel Spaß gesammelten Quellenbelege auf das unbedingt notwendige Maß zusammenzustreichen, Argumentationsbrüche auszugleichen und zentrale Thesen stärker hervorzuheben.

Diese Thesen kreisen vor allem um die Einbettung des Duells in die deutsche Gesellschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts. War es, wie viele meinen, wirklich nur ein archaisches Ritual, das spätestens seit dem 18. Jahrhundert von der Bildfläche verschwand und in der bürgerlichen Gesellschaft des 19. und frühen 20. Jahrhunderts lediglich ein anachronistisch-anekdotesches Außenseiterdasein fristete? Oder fügte sich diese

Konvention auch in die neu entstehende, moderne Gesellschaft ein, übernahm möglicherweise neue Funktionen und Bedeutungen? Konkret-empirische Nachfragen boten sich an: Wer duellierte sich mit wem, warum und zu welchem Zweck? Welche Institutionen, welche sozialen Gruppen förderten das Duell, welche suchten es zu verhindern oder einzuschränken? Worin lag seine Attraktivität begründet, welche Wünsche und Ängste rief es hervor? Und warum gibt es den Ehrenzweikampf heute nicht mehr, während er noch unseren Großvätern, sofern sie den ‚richtigen‘ Kreisen angehörten, vertraut, wenn nicht gar selbstverständlich war?

Bei der Beantwortung solcher Fragen waren mir die Diskussionen mit anderen Fellows, vor allem Historikern und Anthropologen, sehr hilfreich, obwohl nicht selten auch irritierend und verunsichernd. Kollegen anderer Nationalitäten insistierten auf dem Vergleich mit entsprechenden Entwicklungen in England, Frankreich oder USA, Anthropologen verwiesen auf männliche Zweikampf-Rituale in Stammesgesellschaften und ihren offenbar ubiquitären Charakter. Selbst wenn ich die Konzeption des Buches letztlich beibehalten habe und nach wie vor nur eine Studie zum Duell in Deutschland vorlege, ließen mich jene Anregungen und Kritiken nicht unbeeinflusst — wie man demnächst wird nachlesen können.